

# Warum ich in der DDR Offizier werden wollte

## Von einem, der vor 50 Jahren zum Unterleutnant der NVA ernannt wurde

Am 7. Oktober 2009 trafen sich eine Anzahl ehemaliger Offiziere der NVA, um den 50. Jahrestag ihrer Ernennung zum Unterleutnant am 7. Oktober 1959 zu begehen.

Was hatte uns bewegt, Offizier zu werden? Wir hätten doch alle Chancen gehabt, ein beliebiges Fach zu studieren. Weshalb hatten wir gerade das Militär gewählt? Die Gründe mögen verschieden gewesen sein. Eines dürfte vor allem anderen gestanden haben: Wir, die wir den Geburtsjahrgängen 1932 bis 1938 angehören, besaßen sämtlich „Kriegserfahrungen“. Viele von uns hatten ihre Väter verloren, mußten ihre Heimat verlassen, waren ausgebombt, hatten das zerstörte Dresden gesehen. Alle hatten wir Hunger gelitten, mit den Müttern die jüngeren Geschwister unter Mühen durchgebracht, hatten früh wie Erwachsene arbeiten müssen, um nicht zu erfrieren und zu verhungern.

Doch wir hatten bewußt auch den Neuanfang erlebt. Die Nazilehrer waren davongejagt, die Neulehrer gekommen. Auf den Dörfern wurden Zentralschulen geschaffen. Aus Rechnen wurde Mathematik, aus Heimatkunde Geographie, aus Naturkunde Biologie, Chemie und Physik. Wohlgermerkt – in der Grundschule! Woher hat dieses bettelarme Land wohl die Mittel genommen, um sich das „leisten“ zu können?

Wir sollten befähigt werden, militärische Macht auszuüben, an der Seite jener, die ihre Erfahrungen im antifaschistischen Widerstand gewonnen hatten, die in der Gefangenschaft angesichts der Verbrechen der Nazi-Wehrmacht zu neuen Einsichten gekommen waren und jener, die – wenig älter als wir – unsere Vorgesetzten geworden waren. Wir hatten ein gemeinsames Ziel.

Die SBZ und später die DDR hatten im Sinne des Potsdamer Abkommens entschieden die Wurzeln des Faschismus beseitigt. Deshalb wurde die DDR vom Beginn ihrer Existenz an unter das Kreuzfeuer der anti-kommunistischen Hetze und Verleumdung genommen. Denn sie hatte konsequent an das Heiligste ihrer politischen Gegner gerührt – an deren Eigentum an Produktionsmitteln.

Mein Motiv, Offizier zu werden, hatte absolut nichts mit Begeisterung für das Militär zu tun. Es waren einzig und allein politische Beweggründe: Nie wieder darf es Krieg geben. Die DDR hatte mir die Möglichkeit gegeben, der Unbildung, der Armut, der Rückständigkeit zu entinnen. Dafür war ich ihr zu Dank verpflichtet. Und deshalb bin ich – ich sage es offen heraus – schweren Herzens Offizier geworden und habe bewußt auf eine Ausbildung zum Mathe-

matiker, Physiker oder Arzt verzichtet. Mit gewissen persönlichen Färbungen sind das wohl die hauptsächlichen Beweggründe aller für die Berufswahl gewesen. Heute nun, mehr als 50 Jahre nach dieser Lebensentscheidung, ziehen wir das Resümee. Schließlich haben wir der DDR mehr als ein halbes Leben gedient. War alles umsonst? Alles vergebens?

Keineswegs! Bei aller Bitternis über den Untergang der DDR haben wir eines der grundlegenden Vermächnisse ihrer Gründer gelebt und vollständig erfüllt: Von



An der Spitze der NVA standen erprobte Antifaschisten wie der Spanienkämpfer Armeegeneral Heinz Hoffmann (2. von links) und Admiral Waldemar Verner (rechts), der im dänischen Widerstand gegen die Nazi-Okkupanten kämpfte. Hier mit Generalleutnant Gowarow, Sowjetarmee, und Generalleutnant Walter Allenstein

deutschem Boden war von 1949 bis 1989 kein Krieg mehr ausgegangen. Die DDR war und bleibt der erste und einzige deutsche Friedenstaat.

Zu uns standen unsere Frauen und Familien, die die Bürde des Berufs mit trugen – oft unter Verzicht auf ihre eigene Entwicklung, durch häufige Versetzungen mehrfach aus ihrem sozialen Umfeld gerissen. Sie haben bei langer dienstlicher Abwesenheit der Väter die Familie versorgt. Nicht vergessen ist auch, daß sie nach 1990 die sozialen Brüche mit erlitten und bei uns ausharrten.

Wenige Jahre nach unserer Ernennung führten die Wege in unterschiedliche Richtungen. Wieder ging es um Qualifizierung: Besuch einer Militärakademie, Sporthochschule, Fernstudium der Ingenieurwissenschaften, der Ökonomie, der Psychologie. Manche wurden Bataillons- und Regimentskommandeure, andere Offiziere von Stäben, Hochschullehrer, Spezialisten in den verschiedensten Fachgebieten. So hat jeder sein Bestes gegeben, um die militärische Sicherheit der DDR zu gewährleisten. Ein Drittel derer, die damals 21- bis 24jährig den ersten Offiziersdienstgrad erhielten, weil heute nicht mehr unter den Lebenden.

Die NVA war eine Koalitionsarmee des Warschauer Vertrages und dessen Militärdoktrin unterworfen. Sie beruhte auf den Vorzügen des realen Sozialismus und seinen Schwächen. In ihr wirkten gleichermaßen die Triebkräfte des Sozialismus wie seine Widersprüche. Die NVA wurde politisch und militärisch geführt durch die Partei, und zwar direkt und mehr oder weniger vermittelt durch die Politorgane. Sie verstand sich als Hüter der ideologischen Reinheit. Abweichungen wurden in keiner Form geduldet, nicht im Politunterricht,

nicht in der gesellschaftswissenschaftlichen Lehre und Forschung an den militärischen Lehranstalten, schon gar nicht in Veröffentlichungen. Neue wissenschaftliche Erkenntnisse waren zwar offiziell gefordert, aber nur insoweit zugelassen, als sie der vorgegebenen Linie nicht widersprachen. Um es aber ganz deutlich zu sagen: Wir waren daran beteiligt, sahen uns als Mitglieder einer avantgardistischen Partei, trugen diese Linie mit, selbst dann noch, wenn wir wegen vermeintlicher Verstöße dagegen gemäßregelt wurden.

Jeder mag das anders erlebt und empfunden haben. Ich jedenfalls habe mich erst 1986, nach dem inhaltsleeren XI. Parteitag, der statt die drängenden Probleme des Landes zu erörtern, zur Huldigungsveranstaltung für Honecker und das Politbüro wurde,

von diesen Fesseln freigemacht. Aber da war ich auch schon nicht mehr Hauptfachlehrer an der Militärakademie, sondern Dozent an der Hochschule für Ökonomie.

Die Widersprüche zwischen unserem Willen und unserem Können in der Wirtschaft mußten starke Auswirkungen auf das Lebensniveau der Bevölkerung haben. Statt aber ernsthaft einige Grundfragen neu zu durchdenken und damit in die öffentliche Diskussion zu gehen, wurden die Konzeption der „Hauptaufgabe“ mit nur noch größerer Vehemenz vorgetragen und die Mängel als Versagen der jeweiligen Leiter hingestellt, die den Arbeits- und Leistungswillen der Arbeiter und Bauern nicht zu nutzen verstünden. Was hätte getan werden müssen? Man hätte dem Volk wie in Kuba die Wahrheit sagen und eine breite Diskussion über die künftigen Wege zulassen müssen.

In den Parteiorganisationen ging es doch immer nur darum, wie die Beschlüsse von oben nach unten umgesetzt werden, nicht darum, worin sie bestehen sollten. Die zahlenmäßig kleine Parteiführung beanspruchte das Recht, die alleinige Deutungshoheit über sämtliche Fragen des gesellschaftlichen Lebens zu besitzen. Die Subventionierung aller Waren des Grundbedarfs,

der Mieten, der Beförderungspreise – so gut sie gemeint war – entzog der Gesellschaft die finanziellen Mittel, die für die Altbauanierung, den Wegenetzbau usw. dringend benötigt wurden. Die Politik der niedrigen und stabilen Preise für den Grundbedarf bewirkte auf Dauer gerade das Gegenteil dessen, was beabsichtigt war: Sie nährte permanent die Unzufriedenheit darüber, daß andererseits die Preise für neue Industriewaren erheblich stiegen. Dem verschwenderischen Umgang mit Erzeugnissen für den Grundbedarf wurde Tür und Tor geöffnet. Man denke nur an Brot als Viehfutter.

Die Partei büßte Zug um Zug ihre Rolle als Avantgarde ein, deren Handeln vom Volk immer weniger als Handeln für das Volk wahrgenommen wurde.

Zuerst verloren wir die Jugend, dann die Arbeiter und Angestellten und schließlich einen großen Teil der Parteimitglieder. Die FDJ war schon lange vor dem Ende der DDR de facto tot. Sie hatte der Jugend kaum mehr zu bieten als langweilige Schulungen und zähe Mitgliederversammlungen, statt dessen aber große Huldigungsfeste für die Parteioberen, die tatsächlich zu glauben schienen, die organisierten Umzüge seien ein Abbild der politischen Verfaßtheit der Jugend.

Mich erfüllt es im „Jubiläumsjahr“ nach vier vor mit großer Trauer, wenn ich die Bilder derer sehe, die zu Hunderten, ja Tausenden über Ungarn nach Österreich gingen oder in der Prager Botschaft der BRD ihre Ausreise erzwangen. Es waren diejenigen, um deren Willen wir die schwere Aufbauarbeit nach dem Kriege geleistet hatten. Den Kindern sollte es einmal besser gehen als uns. Wir hatten glatt vergessen, daß sie andere Erfahrungen haben mußten als wir.

Die Ideale, die wir mit dem Sozialismus verbunden, waren bei ihnen durch andere ersetzt worden. Nicht allein, weil sie ein geschöntes Bild vom Westen erlangten, sondern wohl auch durch uns.

Die Partei verstand sich selbst als Vorhut der Arbeiterklasse. Doch wurde der Abstand zwischen Vorhut und Masse nicht größer und größer? Im Herbst 1989 hatte die SED 2,3 Millionen Mitglieder und Kandidaten. Ein Jahr später waren es weit weniger als 200 000, die sich mit der PDS organisatorisch verbunden fühlten. Wo sind die anderen abgeblieben? Manche mögen aus Angst die Partei verlassen haben, manche aus nachvollziehbaren oder anderen Gründen. Die Mehrzahl aber – das ist meine feste Überzeugung – ist aus den gleichen Gründen gegangen, aus denen sie eingetreten war: um der Karriere willen. Diese „Genossen“ fanden die SED schick, weil sie die Macht besaß, und sie fanden sie schick, solange sie diese ausübte.

Der Sozialismus ist keines natürlichen Todes gestorben, er hat Selbstmord begangen, sagte Fidel Castro. Natürlich befand sich die DDR stets in einer schwierigen Lage:

Sie hat sich in dem industriell weniger entwickelten Gebiet Deutschlands herausgebildet. Sie trug im Unterschied zur BRD eine ungeheure Reparationslast. Sie bekam keine unentgeltliche Hilfe von den Siegermächten zum Wiederaufbau. Sie war vom ersten Tag ihres Bestehens der erbitterten Feindschaft des Westens ausgesetzt. Aber wahr ist auch, daß sie die inneren Triebkräfte ihrer Entwicklung verschütete. Wenn sich jegliche Entwicklung nur



als Austragung von Widersprüchen vollziehen kann – wie konnte die Gesellschaft sich auf das erforderliche Niveau erheben, wenn die Äußerung widersprechender Sichten nicht geduldet, sondern mit allen Mitteln verhindert wurde – mit moderaten zunächst, aber auch mit durchaus brachialen. Der kritische Mitgestalter wurde schnell zum Gegner – und so behandelt. Natürlich mußte die DDR sich gegen ihre Feinde wehren, auch gegen die inneren. Die wirklichen Zerstörer waren aber nicht diejenigen, welche die Dinge ehrlich beim Namen nannten. Großen Schaden fügten dem Sozialismus jene zu, welche die geringste Kritik an ihrer Unfehlbarkeit als Verrat an der Sache ansahen.

Wir müssen uns wohl auch von der Illusion befreien, wir hätten in der Sowjetunion allzeit einen verlässlichen großen Bruder gehabt. Bereits Mitte der 80er Jahre hatte dort ein Umdenken begonnen, das von Gorbatschow als Konzeption für ein „gemeinsames Haus Europa“ ausgegeben wurde.

Die USA hatten durch ihre eigene Hochrüstungspolitik die Sowjetunion stets vor Alternativen gestellt, immer vor ein Entweder-Oder, wohl wissend, daß ein Sowohl-Als-auch deren Möglichkeiten übertraf. Also Mittelstreckenraketen oder Lebensmittelindustrie, Weltraumrüstung oder Infrastruktur. Es war ein wahrhaft teuflischer Plan – aber er ging auf! In der zweiten Hälfte der 80er Jahre knickte die Sowjetunion ökonomisch weitgehend ein. Ab Mitte des Jahrzehnts hatte sie in einem Prozeß des Sich-Arrangierens mit dem Westen auch die DDR Schritt für Schritt zur Disposition gestellt, schließlich ihrer Vereinnahmung durch die BRD zugestimmt, die Ausdehnung der NATO zunächst auf ganz Deutschland in Kauf genommen und den Sieg im Großen Vaterländischen Krieg

für 16 Mrd. DM verkauft. Gepaart mit dem vollständigen Versagen der DDR-Partei- und Staatsführung, begünstigt durch den Verlust ihrer Glaubwürdigkeit, fiel der sozialistische deutsche Staat dem Imperialismus wie eine reife Frucht in den Schoß.

Das Rollback des Sozialismus gelang – zwar im Ergebnis eines Kalten Krieges, aber ohne Waffengewalt. Ich bin der letzte, der Maschinenpistolen das Wort geredet hätte, aber wozu brauchten wir eigentlich Armee, Bereitschaftspolizei, Staatssicherheit, Kampfgruppen, wenn nicht zur Verteidigung der DDR? Weshalb haben wir nicht 1986, gestützt auf eine damals noch funktionierende Staatsmacht, eine neue Politik eingeleitet? Solche Fragen müssen natürlich hypothetisch bleiben. Es werden sich viele finden, die erklären, daß eine andere Politik als die verfolgte nicht möglich gewesen wäre. Das Schlimme ist doch nicht, daß man vielleicht deren Ziele verfehlt hätte, sondern daß wir es überhaupt nicht versucht haben!

1989 Waffen einzusetzen wäre ein Verbrechen gewesen. Mit dem Einrollen der Truppenfahnen am 2. Oktober 1990 hatte der wenigstens fünf Jahre zuvor begonnene Auflösungs- und Zersetzungsprozeß der DDR seinen Abschluß gefunden.

Dennoch: Welch riesige Anziehungskraft die Idee des Sozialismus bis heute bewahrt hat, zeigt sich gewissermaßen in der Umkehrung. Der vehemente Kampf der BRD-Meinungsmonopolisten gegen den seit fast 20 Jahren nicht mehr existierenden Staat DDR gleicht der Bekämpfung eines Phantomschmerzes. Sie versuchen so, den Nachgeborenen ein „richtiges“ Bild von unserem Land zu liefern. Wann immer die Widersprüche dieser heutigen Gesellschaft aufbrechen, hat man stets die Stasi-Keule, die Unrechtsstaats-These, den angeblichen Schießbefehl zur Hand. Das wird gewiß so bleiben. Denn den real existierenden Sozialismus hatte das internationale Monopolkapital, solange er bestand, stets einkalkulieren müssen. Inzwischen ist diese Notwendigkeit für Europa entfallen. Und jetzt wird richtig zugelangt. Sicherheit des Arbeitsplatzes, Schutz vor Altersarmut, Bildung für alle – nichts davon gilt mehr.

Im 20. Jahr nach dem Ende der DDR erinnern wir uns – mit Wehmut vielleicht, mit Zorn sicher auch, mancher mit Scham darüber, was er selbst versäumt hat. Doch durchaus auch mit Stolz: Weil wir unseren wichtigsten Auftrag erfüllt hatten – den Frieden zu erhalten.

Unser Dienst war nicht vergebens. Eines Tages wird ein neuer Sozialismus entstehen, der gewiß aus den Fehlern des vergangenen seine Lehren ziehen wird.

**Oberst a. D. Dr. sc. Horst Österreich**

*Der Text ist die Zusammenfassung einer Rede des Autors auf dem eingangs erwähnten Treffen ehemaliger Offiziere der NVA.*

# Der Meineid

## Rückkehr nach Babelsberg und endgültiger Abschied

Ich hatte geschworen, dieses Gelände nie mehr zu betreten. Niemals mehr! Ein heiliger Schwur. Es war Jahrzehnte mein Arbeitsplatz. Die einmal aus tiefem, ehrlichem Ernst entstandene Parole „Mein Arbeitsplatz – mein Kampfplatz für den Frieden“ wurde immer mehr zur Farce und zum Gespött.

Mein Arbeitskampfplatz war schwer zu erreichen. Babelsberg. Nur mit dem „Sputnik“, dem berühmten, beliebten und gehaßten Doppelstockzug, der südlich um Berlin herumfuhr, irgendwo in der Taiga landete, von wo man dann mit einem Umsteiger nach Drewitz zur DEFA kam. Abfahrt 5 Uhr in der Früh für die Schauspieler, die ja spätestens 6 Uhr 30 in der Maske sein mußten. Außer einem guten Dutzend Fernsehspielen Ende der 50er und Anfang der 60er Jahre, die meist in Adlershof gefertigt wurden, drehte ich all meine Filme und Fernsehserien als sogenannte Auftragsfilme bei besagter DEFA, auf dem riesigen, traditionsreichen Gelände mit den ebenso riesigen Hallen, in denen Tag und Nacht eine ausgelastete rege Betriebsamkeit herrschte. Bei einem kurzen Überschlag und grober Schätzung kam ich auf ungefähr 4600 Hin- und ebenso viele Rückfahrten, wenn ich nicht in Babelsberg übernachtete oder mit dem Auto fuhr. Ich will damit nur sagen, daß mein Arbeitsplatz so etwas wie meine zweite – nein, eigentlich meine erste Heimat war. daß ich daran hing. Mit Leib und Seele. Die Abende und oft auch die Nächte verbrachte ich mit Lotti. Das war meine Geliebte bei der DEFA. Jahrzehntelang. Meine geliebte Schnittmeisterin Lotti Mehnert. Sie gehörte zu dem, was meine

Ich sage das, weil immer nur die beachtet werden, die auf dem Bildschirm zu sehen sind oder auf der Leinwand. Die Stars. Die hinten schieben, wirken, schufteten, oft auch leiden, stehen nicht in der „Gala“ oder der „Super-illu“. Standen auch nie im „Filmspiegel“ oder auf dem Treppchen im Konfettiregen. Und dann kam die große Ambivalenz. Einerseits wollte man Babelsberg zu einem europäischen Hollywood machen, kleiner hatte man es damals nicht, andererseits wird nie vergessen werden, daß man sich die Nase zuhielt, weil der Name DEFA, wie ein „Übernehmer“ behauptete, stinken würde.

Ich konnte die jahrelangen Querelen, Schiebereien und dubiosen Mauscheleien mit diesem so wertvollen Objekt nicht mehr ohne gesundheitliche Schäden verfolgen. Es wurde geschachert, gefeilscht, getrickst und geschoben. Niemand wehrte sich, keiner hatte den Mut, die Stirn oder das Geld, dagegenzuhalten. Jeder war sich selbst der Nächste. Einige flohen, andere liefen über, etliche verzweifelten. Der Rest begab sich in die neuen Niederungen der Vorabendprogramme – früher verächtlich und großmäulig auf Serienproduktionen von ihrem hohen Kunststöß herabgespuckt, heute atemlos der leicht verdienten Kohle hinterhergehechelt. Guten Gewissens kann ich behaupten, daß ich zwei sehr lukrative Serienangebote wegen künstlerischer und moralischer Unzumutbarkeit abgelehnt habe.

Damit war der Fall Babelsberg für mich erledigt. Bis – ja bis wir Besuch bekamen. Verwandte. Es waren Preußennarren. Potsdam stand natürlich auf dem Programm. Sanssouci zeigte ich ihnen mit einem Stolz, als ob ich es selbst aufgebaut hätte. Eigenhändig. Ich kannte es ja und konnte es vorführen. Ich hatte ja fast jeden Winkel daraus für meine Filme genutzt. Wie eine kalte Dusche wirkte auf

meine begeisterten Ausführungen die kühle Feststellung, das alles habe doch aber nicht Honecker gebaut, das sei doch schon früher dagewesen. Ich stammelte verschnupft: aber rekonstruiert, erhalten, gepflegt, 40 Jahre. Immerhin. Wieder kam es kühl zurück, das sei doch das wenigste gewesen, was man von uns – „Von euch!“, sagten sie – erwarten konnte. Zur Strafe aß ich mit ihnen nicht in dem feudalen Cecilienhof, wie ich es vorhatte, sondern



Rudi Kurz mit seinem langjährigen Kameramann Horst Hardt



Horst Schulze als Ernst Schneller mit Sergej Bondartschuk

Babelsberger Heimat ausmachte – neben meinem treuen und fleißigen Drehstab vom Kameramann und Produktionsleiter bis zu den hervorragend ausgebildeten Mitarbeitern, die sich alle in die gemeinsame Arbeit mit eingebunden fühlten.

in einer Stampe, in der unsere Komparsen früher ihr Statistengeld versoffen hatten. Beim Pudding mit Himbeersöße kam Onkel Eduard eine Idee. Ich hätte doch hier irgendwo gearbeitet, fragte er. Mißmutig nickte ich und murmelte vage, ja, hier irgendwo in der Nähe sei das wohl gewesen. „Film“ sagte die Tante, sie spitzte dabei die Lippen, daß es wie Fülml herauskam, „Fülml ist doch interessant! Kann man da nicht mal vorbeigucken?“

„Ihr habt doch damals nur ein D vor die alte UFA gemacht, DUFA“, mischte sich Eduard wieder ein. Ich wehrte mich verhalten. „Das hieß DEFA! Deutsche Film-Aktiengesellschaft.“ „Aktien!“, spottete er. „Bei euch gab's doch keine Aktien! Es hat doch alles allen gehört, darum ist doch vieles so verschlampt“, lachte er meckernd. „Mußt schon entschuldigen, war nicht so gemeint“, wiegelte er gleich wieder ab. Dabei hatte er den Potsdamer Stadtplan neben seinem Bierglas ausgebreitet und sagte schon triumphierend: „Da steht's doch: DEFA-Filmgelände. Das muß doch hier gleich um die Ecke sein!“ Mir blieb nichts übrig, nachdem ich meiner Frau einen hilflosen Blick zugeworfen hatte und sie gottergeben Einverständnis nickte. Und ich brach meinen Schwur. Schweren Herzens. Wir fuhren los, und nach zwei Minuten waren wir am geöffneten Hintereingang Ein Schlagbaum trennte uns noch von dem vertrauten Umfeld. Ich stieg

aus und näherte mich dem Mann, der die rot-weiße Schranke bediente. Er war in mittleren Jahren, trug einen Bart und starrte mich an. Bevor ich ein Wort an ihn richten konnte, stieß er hervor: „Mein Gott, wie kommen Sie denn hierher?!“ Auf meinen verständnislosen Blick meinte er, ich solle mir den Bart wegdenken und 12 Jahre Lebensfalten abziehen. Und schon lagen wir uns in den Armen. Unzählige Drehtage hatten wir miteinander verbracht. Er war über Jahrzehnte fast bei jeder meiner Serien mein unersetzlicher Oberbeleuchter Andreas, ein Meister seines Fachs, von allen geschätzt und vielfach umworben.

Ich wagte kaum zu fragen, wie er dazu käme, diese sicher sehr wichtige, aber ganz und gar nicht seiner Qualifikation entsprechende Tätigkeit des Schrankenwärters auszuüben. Traurig sah er mich an und sagte nur, alles sei abgewickelt. Dieser rot-weiße Balken sei seine letzte Chance. Er habe Familie und sei froh, daß ihm dies hier geblieben sei. Er würde mich gerne durchlassen, obwohl er das ohne höhere Erlaubnis nicht dürfe. Aber er warne mich vor einer großen Enttäuschung. Leise setzte er hinzu: „Tote Hose. Leichenschauhaus!“

Langsam fuhren wir durch das Gelände. Jedes Haus, jeder Stein, jeder Baum bekannt. Vorbei an leeren Ateliers, kaum besetzten Gewerberäumen, in denen früher rund um die Uhr gehämmert, gesägt, gebaut und gemalert wurde. Meine Frau gab unseren Gästen leise Erläuterungen. Auch sie



Horst Schulze und Erik S. Klein in „Hans Beimler, Kamerad“ (1969)

war sichtlich beeindruckt von der Stille, die über der Weitläufigkeit des Ortes lag. Wir kamen zum Tonkreuz, einem riesigen Bau, in dem mehrere Ateliers vereint sind. Ich begrüßte einen Arbeiter, der vor dem Haupttor die Herbstblätter wegfegte. „Alles abgeschlossen, Herr Kurz“, begrüßte mich der Hof-Feger. Der Mann gehörte zu

den berühmten Stukas, wie wir unsere Stukkateure nannten, die jede beliebige verlangte Figur, jedes Relief oder jede Tempelsäule in großer Meisterschaft und in kürzester Zeit modellierten. Jetzt schwang er lustlos den Besen und sagte, mit dem Kopf die Richtungweisend: „Da drüben in Halle 7, da wird noch gearbeitet.“

Er sagte das anzüglich und mit einem bitteren Zug um den Mund. „Allerdings“, fügte er hinzu, „mit Fremdkräften.“ Ich blickte zu der kleinen Halle, an deren Eingang ein großes buntbemaltes Schild mit riesigen, weithin sichtbaren Lettern hing. Freudig rief die Tante: „Die Sendung kenn' ich, die läuft jeden Nachmittag bei RTL. Laß uns mal gucken!“

Mein ehemaliger Kollege knurrte nur, daß da keiner reinkäme. „Auch Sie nicht“, meinte er zu mir. Schweigend

fuhren wir nach Hause, und ich schwor ein zweites und letztes Mal, und nun endgültig: Hier gehst du nie wieder hin! Ich war drei Tage nicht zu gebrauchen, so hatte mich dieser Besuch in die Vergangenheit mitgenommen.

Auf die Gefahr hin, daß ich mich wiederhole: Die meiste Zeit meines Arbeitslebens habe ich in den staubigen Ateliers von Babelsberg zugebracht. Und in den Schneideräumen. Tage und Nächte, Wochen und Monate, Sonn- und Feiertage, Jahr um Jahr. Mit viel Licht und viel Schatten. Im doppelten Sinne des Wortes. Meine Beiträge, Widerstand gegen die Nazis, Kriegsserien, einige Biographien und etliche politische Abenteurerfilme, waren insgesamt gesehen bescheidenes Anliegen und ehrliches Bedürfnis.

Aber hier wurden gedreht – um nur einige Beispiele zu nennen: „Metropolis“ und „Die Mörder sind unter uns“, „Der Postmeister“ und „Rotation“, „Der Untertan“ und „Schlösser und Katen“, „Ehe im Schatten“ und „Trotz alledem“, „Nackt unter Wölfen“ und „Ich war neunzehn“. Hier wurden Erfolge gefeiert und Träume begraben. Hier haben Regisseure gearbeitet, die das Kinoleben der Welt beeinflussten. Schauspieler, die mehr erreicht haben als den Oskar oder ein goldenes Rehlein. Die

Eingang gefunden haben in die Herzen und die Sinne vieler, vieler Menschen. Mit ihrer Kunst. Unvergessen!

Babelsberg hat die Weltgeltung. Der Name DEFA kann in Würde neben UFA und anderen großen Namen bestehen. Wenn in einer bestimmten Periode einige Filme eingezogen wurden, gar verboten,



Kati Székely und Jürgen Frohriep in „Das grüne Ungeheuer“ (1962)

so war und bleibt das schmerzlich für alle und einschneidend in der Filmgeschichte.

Aber vergessen wir nicht, daß heute, und sicher auch noch morgen und übermorgen, mißliebige Drehbücher und Stoffe gar nicht erst die Ateliers erreichen, sondern gleich im Papierkorb landen. Und mit unbotmäßigen Regisseuren wird nicht monate- und jahrelang diskutiert und um sie geworben, sondern sie werden in Minutenschnelle, wenn nicht gar durchs Telefon, auf den freien Markt geworfen. Es gibt Beispiele zur Genüge.

Schmerzhaft bleiben in meiner Erinnerung die leeren Ateliers und das Schild über Studio 7, das ich mit Fassungslosigkeit gelesen hatte: „Vera am Mittag“.

Tiefer konnte es nun nicht mehr gehen. Sollte man meinen. Doch es ging. Noch viel tiefer. Eines der wenigen DEFA-Rudimente auf dem Filmgelände war eine kleine Straße, die nach dem verdienstvollen Regisseur Heiner Carow benannt worden war, dessen Filme von „Sie nannten ihn Amigo“, „Bis daß der Tod euch scheidet“, „Paul und Paula“ bis „Coming out“ dem Namen DEFA weit über unsere Grenzen Geltung verschafften. Mit einem Federstrich wurde dessen Name bedenkenlos gestrichen und an seine Stelle der eines Hollywood-Regisseurs gesetzt, der lediglich ein paar Wochen lang einige Szenen für eine fragwürdige Anti-Nazi-Burleske gedreht hatte und damit etlichen arbeitslosen Kollegen ihre Alimentierung aufbessern konnte.

An eine Zurücknahme dieser perfiden Taktlosigkeit ist nicht zu denken. Wie tief reicht noch diese nach unten offene Skala der Verleumdungen, Verdrängungen und Delegitimierungen?!

Rudi Kurz